

Jens Soentgen:

Hundert Jahre Phänomenologie. Eine Zwischenbilanz.

In: *Phänomenologie und Philosophie der Erscheinung*. Bulletin der Heinrich
Barth-Gesellschaft für erscheinungsorientiertes Denken.
Heft 7 (2002). S. 14-30.

*Hundert Jahre Phänomenologie**

Eine Zwischenbilanz

Jens Soentgen

Mit den „Logischen Untersuchungen“, die in den Jahren 1900 bis 1901 erstmals veröffentlicht wurden, begründete Edmund Husserl eine neue philosophische Richtung. Seine Phänomenologie machte Schule: Viele berühmte Denker dieses Jahrhunderts haben sich als Phänomenologen bezeichnet oder haben doch eine phänomenologische Phase durchlaufen. Doch Husserls Wirkung blieb nicht auf sein eigenes Fach beschränkt, sie strahlte weit aus auf Psychologie, Soziologie, ja, sogar auf Biologie und Juristerei.

Gegenwärtig kommt es zu einer zweiten Blüte der Phänomenologie. Eine gute Gelegenheit, Stationen ihrer Entwicklung nachzuzeichnen und anhand einiger Beispiele zu zeigen, was bislang erreicht wurde. Die Geschichte begann in Halle. Dort war Edmund Husserl Privatdozent und zunächst alles andere als erfolgreich. Der Bielefelder Philosoph und Soziologe Jürgen Frese sagt dazu:

„Er war ein Einzelgänger. Ein einsamer Mann, der mit seinen Veröffentlichungen alle möglichen Bündnisangebote macht, die aber allesamt nicht zustandekommen. Weder überregional kommen Bündnisse zustande noch hat er einen Schülerkreis. Er bleibt isoliert. Dann haben die logischen Untersuchungen Erfolg, und er bekommt den Ruf nach Göttingen. Und in Göttingen macht er schlagartig Schule, sehr viele Leute kommen zu ihm, oder werden auch aus dem Grund, daß er nun literarisch bekannt ist, zu ihm geschickt. Zum Beispiel kommen aus dem Kreis von Lipps und Pfänder Leute zu ihm nach Göttingen, weil sie glauben, daß sie bei ihm noch etwas lernen können, zusätzlich zu dem, was sie schon in München gelernt haben. Der schlagartige Erfolg Husserls in Göttingen ist, wenn man es mit Halle vergleicht, auf keinen Fall eine Sache der unmittelbaren Wirkung. Diesen seinen Erfolg kann ich mir nur so erklären, daß er aufgrund der Veröffentlichungen eine Fama gebildet hat. Es gibt ein Gerücht: 'Da gibt's was Neues.' Aber keiner der Leute, die dann in Göttingen mit ihm zusammengearbeitet haben, hat wirklich seine, Husserls Sache betrieben, sondern alle haben in Wirklichkeit ihre eigene Version von Phänomenologie betrieben, und haben sich an ihrem Strang weiterentwickelt. Es gibt also keinen spezifischen Göttingischen methodischen Stil. Alle Leute, mit denen er Kontakt hatte, waren schon unterwegs, hatten eigene Projekte und haben sich durch Husserl zeitweise eine Bestärkung geholt, haben sich auf ihn berufen. Doch die Göttinger Phänomenologie ist in meinen Augen keine Schule von Jüngern, sondern es sind interessierte Zugelaufene, die für

* Dieser Aufsatz basiert auf dem Text einer Hörfunksendung für das Abendstudio des Hessischen Rundfunks. Aus diesem Entstehungszusammenhang erklären sich die längeren Wiedergaben "mündlicher Mitteilungen".

ein halbes Jahrzehnt mit Husserl in eine Kooperationsgemeinschaft eintreten, ohne daß sich dabei eine wirkliche Gruppe entwickelte. Das sind also keine 'Söhne', sondern das sind Zugelaufene, Sympathisierende, Zureisende, die sich ihre Freundlichkeit und Zugewandtheit zu Husserl bewahrt haben; die aber immer mehr aus ihren schon bestehenden Impulsen beschrieben werden können, als aus dem, was sie von Husserl gelernt haben, und die auch sehr eigenwillig geblieben sind.“¹

Die Phänomenologie entstand damals, an der Wende zum zwanzigsten Jahrhundert, nicht im luftleeren Raum. Sie formierte sich in der spätbürgerlichen, wilhelminischen Epoche. Die Gesellschaft war geprägt von einer altbiedereren, idyllisch-patriotischen Verfassung. Die Familien waren patriarchal geführt, die Stände fast kastenartig voneinander isoliert, und die Rollen der Geschlechter starr definiert. Der Umgang war verstellt durch ein Gitter von Konventionen, das keinen Raum für Spontaneität ließ. Die Kompliziertheit der Epoche äußerte sich auch in den Weltbildern, die sich in Konstruktionen ergingen und von den sinnlichen Erscheinungen nichts wissen wollten. Das traf auch auf die naturwissenschaftlichen Weltbilder der Epoche zu.

Viele von Husserls Hörern waren junge Menschen, die die Künstlichkeit der bürgerlichen Welt hinter sich lassen wollten, und zum Einfachen, Direkten, zum sogenannten Ursprünglichen zurückkehren wollten. Sie wollten heraus aus den Bibliotheken. Die hohe Zeit der Phänomenologie war zugleich die Zeit der Wandervögel, und viele der jungen Schüler Husserls zogen in den Semesterferien in die Wälder, wo sie in Zelten schliefen und am Lagerfeuer Lieder zur Klampfe sangen. Husserls Phänomenologie traf sich mit den Intentionen der bündischen Jugend, jener spontanen Zusammenschlüsse städtischer Bürgerskinder, die aus der Enge der bürgerlichen Kultur, aus den starren Umgangsformen ausbrachen, und sich mit Rucksack und Klampfe auf „Fahrt“ begaben. Hans Breuer, der Herausgeber des ‚Zupfgeigenhansl‘, schrieb 1910 über den Ur-Wandervogel:

„Die Großstadt verschandelt die Jugend, verbildet ihre Triebe, entfremdet sie immer mehr einer natürlichen, harmonischen Lebensweise. Aus den großen Häusermeeren steigt das neue Ideal: Erlöse dich selbst, ergreife den Wanderstab und suche da draußen den Menschen wieder, den du verloren hast, den einfachen, schlichten, natürlichen.“²

Schlicht sollte es also werden. Dieselbe Aufbruchstimmung, die damals die wanderlustigen Jugendlichen aus der Stadt heraustrieb, erfaßte die Philosophie. Mit einem Mal wurde der Staub auf den ehrwürdigen Büchern sichtbar. Sie schienen auf einmal alt, stockfleckig, eines vom anderen abgeschrieben. Heraus aus den lebensfernen Konstruktionen der Akademiker! Das war der Sinn der Husserlschen Wendung zu den Phänomenen. Phänomenologische Reduktion nannte sich das im

¹ Mitteilung von Prof. Dr. Jürgen Frese in einem Interview.

² Zitiert nach: Helmut Schelsky: Die skeptische Generation, Düsseldorf-Köln 1963, S. 52.

Fachjargon, es war die Anweisung, alles, was bisher zum Thema gesagt worden war, einzuklammern, und sich nur auf das Erscheinen der Sache selbst zu konzentrieren. Husserl nennt dies das „Prinzip aller Prinzipien“:

„... daß jede originär gebende Anschauung eine Rechtsquelle der Erkenntnis sei, daß alles, was sich uns in der ‚Intuition‘ originär (sozusagen in seiner leibhaften Wirklichkeit) darbietet, einfach hinzunehmen sei, als was es sich gibt, aber auch nur in den Schranken, in denen es sich gibt.“¹

„Zu den Sachen selbst,“ so formulierte Heidegger wenig später plastisch das Credo der Phänomenologen. Das Verfahren wirkte zur damaligen Zeit ähnlich revolutionär wie die Forderung der Impressionisten, die braune Farbsoße des Akademismus wegzuschütten und unter freiem Himmel zu malen.²

Doch Husserl selbst war alles andere als ein Revolutionär. Er war durch und durch ein bürgerlicher Patriarch, wenn er auch mit seiner Phänomenologie etwas entwickelte, das neu war. Hans-Georg Gadamer erinnert sich:

„Ich habe Husserl ja noch selbst gehört, das war wirklich so, daß dieser ganz normale, übernormale Professor, der immer mit einer großen goldenen Uhrkette über dem Bauch und immer mit einem Regenschirm und einem Strohhut bewaffnet durch die Welt marschierte, der wirklich alles andere als eine revolutionäre Figur war, über ein außergewöhnlich reiches deskriptives Vokabular verfügte. Sehr in Erinnerung geblieben ist mir auch seine Stimme: Sie hatte einen österreichischen Einschlag, vom Mährischen her, sie klang angenehm weich.“³

In der Tat war es Husserls Programm, sich von jedem philosophischen Programm zu lösen und vor aller Theorie zunächst einmal nur das zu beschreiben, was sich von sich aus zeigt. Keine großflächigen Konstruktionen, sondern Einzelheiten. Und kein hastiges Erklären, sondern schlichtes Beschreiben dessen, was erscheint. Husserl begann nicht oben, bei den Begriffen oder bei den Lehren der Überlieferung. Dieses Verfahren kritisierte er vielmehr immer wieder als 'Konstruieren'. Er zog es vor, unten anzufangen. Husserl wollte die ganze Philosophie, die sich nach seinem Urteil verstiegen hatte, noch einmal von vorn beginnen.

Aber wo ist vorn? Im Labyrinth der Tradition ist es nicht leicht, den Rückweg wiederzufinden. Die Phänomene sind der Anfang, so lehrte Husserl, das, was sich zeigt und was jeder Aussage vorausgeht. Deshalb begann er seine Philosophie mit

¹ Edmund Husserl, *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie*, Bd. I, Hua Bd. III, Den Haag 1950, S. 52

² Vgl. Helmuth Plessner: *Phänomenologie. Das Werk Edmund Husserls (1938)*, in: Helmuth Plessner: *Gesammelte Schriften*, Bd. 9, 122-147.

³ Mitteilung von Prof. Dr. Hans-Georg Gadamer in einem Interview.

*konkreten Beispielen*¹. Sie waren der Ausgangspunkt und das Zentrum seiner Philosophie.

Die Methode des Beispiels erhöhte den Reiz der Husserlschen Methode. Erstmals gelangte so etwas wie Lokalkolorit in die Philosophie. Wilhelm Schapp, Husserls erster Doktorand, verwandte in seinen „Beiträgen zur Phänomenologie der Wahrnehmung“ Beobachtungen von einem friesischen Bauernhof, und beschrieb eine den Hühnern hingeworfene Speckschwarte im Staub. Der Soldat und Feldarzt Hans Lipps analysierte in seinen „Untersuchungen zur Phänomenologie der Erkenntnis“ auf über fünfzig Seiten philosophische Fragen rund um eine Eisenkugel. Von Jean-Paul Sartre hingegen, einem Fernschüler Husserls, der den Meister nur aus seinen Schriften kannte, erfahren wir in seinem Hauptwerk nicht nur vieles über das „Sein und das Nichts“, sondern auch einiges über seine Zigarettenschachtel.²

Die akribischen Analysen von alltäglichen Dingen, die von der frühen Phänomenologie gepflegt wurden, konnten bisweilen auch komisch wirken. Ein Beispiel etwa, das der Meister selbst immer wieder untersuchte, war eine Begegnung mit einer weiblichen Wachfigur in einem Berliner Panoptikum. Hans-Georg Gadamer erzählt:

„Das war die Grotteske im Alltag, die bei ihm möglich war. Er erzählte das ganz treuherzig, in einer totalen Unschuld. Es kam ihm gar nicht die Idee, daß jemand denken könnte, daß er sich da auf erotische Abwege begeben habe. Man mußte in Berlin zuerst über die Eisenbahn hinweg, Richtung Hügelstraße, verlängerte Friedrichstraße, und da war also offenbar dieses Panoptikum. Und er geht also da rein und da winkt ihm - eine Dame. Er ist etwas zögernd, er klettert, geht die Treppe rauf, und dann sieht er, es war eine Puppe. Das war typisch für ihn. Das gab es unendlich oft. Eines seiner Lieblingsdinge war auch, zu erzählen, wie er einschläft. Da baute er einen auf einem Pferd sitzenden Araber mit Turban und Degen, ganz genau bis in alle Einzelheiten, das beschrieb er dann auch. Das waren natürlich die Merkwürdigkeiten in seiner Auswahl. Das kam aber dann den eigentlichen Lehren auch sehr zugute, daß er so anschauungskräftig war.“³

Husserls Kritik des Reduktionismus

Der Rückgang auf die Phänomene, und die geduldige Analyse von Beispielen

¹ Vgl. Gottfried Gabriel: *Logik und Rhetorik der Beispiele*, in: G.G.: *Logik und Rhetorik der Erkenntnis: zum Verhältnis von wissenschaftlicher und ästhetischer Weltauffassung*. Paderborn, München, Wien, Zürich 1997, S. 126-145. (Ohne Hinweis auf die Rolle des Beispiels in der Phänomenologie.)

² Zum Tisch bei Sartre vgl. Jean-Paul Sartre: *Das Sein und das Nichts*, Reinbek bei Hamburg 1993, S. 23f, S. 29, zur Zigarettenschachtel S. 22f. Auch das Café regte Sartre zu mannigfachen Reflexionen an, vgl. ebenda, S. 59ff.

³ Mitteilung von Prof. Dr. Hans-Georg Gadamer in einem Interview.

geschah keineswegs aus bloßer Verschrobenheit heraus. Husserls Analysen hatten von Anfang an ein Ziel. Sie richteten sich gegen eine bestimmte philosophische Position, gegen den naturwissenschaftlichen Reduktionismus. Es ist dies die Auffassung, daß die sichtbaren Phänomene weiter nichts als die subjektive, dubiose Außenseite der vermeintlich objektiveren Strukturen sind, die von der Physik erforscht werden. Diese These vertrat etwa der britische Astronom und Physiker Sir William Eddington in einem Buch über die Natur der physikalischen Welt. Er ging in seiner Darstellung von einem naheliegenden Modell aus:

„Ich will mit der Niederschrift dieser Vorträge beginnen und rücke meine Stühle an meine beiden Tische. Zwei Tische? Ja, denn jeder Gegenstand meiner Umgebung hat einen Doppelgänger – also zwei Tische, zwei Stühle, zwei Federn ... Der eine von ihnen ist mir seit frühester Kindheit vertraut. Er ist ein gewöhnlicher Gegenstand meiner Umgebung, die ich Welt nenne. Wie soll ich ihn beschreiben? Er hat Ausdehnung, eine gewisse Dauer, Farbe, und vor allem, er ist substanzhaft.[...]

Tisch Nr. 2 ist mein wissenschaftlicher Tisch. Meine Bekanntschaft mit ihm ist jüngerer Datums, auch stehe ich mit ihm nicht auf ganz so vertrautem Fuße wie mit Tisch Nr. 1. Er gehört nicht zu der Welt, von der ich oben sprach – jener Welt, die unmittelbar rings um mich erscheint, so bald ich meine Augen öffne ... Mein wissenschaftlicher Tisch besteht zum größten Teil aus Leere. Spärlich eingestreut in diese Leere sind zahlreiche elektrische Ladungen, die mit großer Geschwindigkeit hin und her sausen; spärlich, denn ihr Gesamtvolumen beträgt weniger als den billionsten Teil von dem Volumen des ganzen Tisches. Trotz dieser merkwürdigen Zusammensetzung ergibt es sich nun, daß auch Nr. 2 als Tisch vollkommen seine Pflicht erfüllt. Er trägt mein Schreibpapier genau so zur Zufriedenheit wie Tisch Nr. 1, denn wenn ich das Papier auf ihn lege, so stoßen die kleinen elektrischen Partikelchen in ihrer ungestümen Hast unaufhörlich gegen die Unterseite des Blattes, so daß es wie bei einem Federballspiel dauernd ungefähr auf gleicher Höhe gehalten wird. [...]

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß die moderne Physik mit ihren empfindlichen Prüfmethode und ihrer unbarmherzigen Logik mir versichert, daß mein zweiter, wissenschaftlicher Tisch der einzige ist, der wirklich da ist, wo immer dieses „da“ auch sein mag. Aber ebenso selbstverständlich ist es, daß es der modernen Physik trotzdem niemals gelingen wird, den ersten Tisch zu verbannen – jenes merkwürdige Gemisch von Außenwelt, Einbildungskraft und ererbtem Vorurteil, das sichtbar und greifbar vor mir steht. [...]¹

Für Eddington gibt es also zwei Welten²: Einmal die sogenannte Sinnenwelt, in der er lebt, und dann die physikalische Welt. Wie hängen beide Welten zusammen? Eddington versucht es gar nicht erst mit einer Vermittlung. Er erklärt kurzerhand die

¹ A.S. Eddington: Das Weltbild der Physik (The nature of the physical world, dt.) Braunschweig 1931, S. 1-5.

² Vgl. Gilbert Ryle: Dilemmas: The Tarnier Lectures. 1953. V: The World of Science and The Everyday World.

eine Welt für Schein und die andere für das eigentlich Wahre.

Der dogmatische Physikalismus, den der berühmte Forscher Eddington hier vertritt, ist keine Erfindung der Neuzeit. Schon Demokrit hatte geschrieben: „Nur dem Schein nach gibt es Farbe, Geschmack, Geruch. In Wirklichkeit nur Atome und Leere.“ Doch war diese Auffassung in der Antike eher belächelt worden, und sogar Demokrit selbst hatte seinem Satz eine Antithese hinterhergeschoben: „Armer Verstand! Von uns nimmst du die Beweisgründe und willst uns damit niederschlagen? Zum Fall wird dir der Schlag.“

Gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts wurde der Reduktionismus zum allgemein gültigen Weltbild. Mathematische Konstruktionen unterliefen den sinnlichen Eindruck.

Die Umdeutung der natürlichen Welt in einen Atomhaufen hinterließ freilich hartnäckige Rückstände, die untergebracht werden müssen. Sie wurden in den Geist, in die Seele verfrachtet. Farben, Gerüche usw. sind, so lautet die Hilfsüberlegung, unsere subjektive Zutat, die sich nach bestimmten Gesetzen um die objektiven Reize bildet und auf diese Weise das Entstehen läßt, was wir als Außenwelt wahrnehmen. Insofern benötigt der Physikalismus die Konstruktion eines sehr leistungsfähigen Geistes, der die mageren Sinnesdaten zusammenhängt und ausstattet.

Gegen diese Theorie richtete sich die frühe Phänomenologie. Sie war die erste philosophische Richtung des zwanzigsten Jahrhunderts, die einen wissenschaftskritischen Impuls hatte. Husserl hat sich immer wieder mit der Kritik des Reduktionismus auseinandergesetzt, das Thema beschäftigte ihn von seinen ersten Veröffentlichungen bis zu seinem Alterswerk. Er zeigte, daß das vermeintlich fortschrittliche Weltbild der Physik in Wahrheit auf einer veralteten und widersprüchlichen Metaphysik beruht. Er wies nach, daß die farbige Wirklichkeit keineswegs eine Illusion ist, welche von der Physik decouvriert werden kann, sondern im Gegenteil die alleinige Voraussetzung für jegliche Physik bildet. Die von Eddington gepriesene „unbarmherzige Logik“ der Physik erwies sich in der Analyse des Mathematikers Husserl als holprig und lückenhaft. Denn wenn es auch Atome gibt, so widerlegen diese doch nicht die Wirklichkeit des farbigen Sinnendinges. Vielmehr wird das materielle Ding von jeder Physik logisch vorausgesetzt, weil sich Messungen nun einmal nur mit Meßgeräten verrichten lassen, und Meßgeräte können nicht als Atomwolken angesehen werden, sondern nur als feste Dinge. Husserl schreibt:

„Mag die Weltauffassung der Wissenschaft sich noch so sehr entfernen von derjenigen des vorwissenschaftlichen Erfahrens ..., es bleibt doch dabei, daß die schlichte Erfahrung, die unmittelbare Wahrnehmung ... ihr die Dinge gibt, die sie nur abweichend von der gewöhnlichen Denkweise bestimmt. Mag der Naturforscher auch sagen: Dieses [...] ist in Wahrheit ein Atomkomplex von der und der Beschaffenheit, begabt mit den und den Bewegungszuständen usw., so bestimmt er mit solchen

Reden doch immer dies Ding da, das er sieht“¹

Eine Physik, die unmittelbar bei den Atomen einsetzt, ist nicht vorstellbar. Vielmehr hebt alle Physik mit den Erscheinungen an, und sie setzt diese Erscheinungen bei allen Operationen voraus. Sie interpretiert die Erscheinungen nur in gewisser Hinsicht anders als der Alltagsverstand. Mag man sich auch manchmal über die Dinge täuschen, im Großen und Ganzen ist unser Eindruck von ihnen nicht zu widerlegen, am wenigsten von der Physik, die entscheidend von ihm abhängt. Gewiß, auch die physikalischen Theorien über Atome und Moleküle sind wahr.

Doch die Sinnenwelt hat insofern einen Primat, als sie die Welt ist, in der wir praktisch handeln und in der wir Dinge identifizieren. So lehrte Husserl. Er zeigte, daß es gerade nicht darauf ankommt, durch die Dinge hindurchzuschauen auf eine vermeintliche Hinterwelt, sondern im Gegenteil die sogenannte Oberfläche ernst zu nehmen und genau zu beschreiben. Das war neu, denn nicht nur in der Physik, sondern auch in der Philosophie war das Phänomen meist als etwas Minderwertiges betrachtet worden, als hinderliche Verzerrung auf dem Weg zum eigentlichen Sein. Die akademische Philosophie der Jahrhundertwende begann eben nicht mit Phänomenen, mit konkreten Beispielen, sondern mit Zitaten oder mit Begriffen. Der Kieler Philosoph Hermann Schmitz erklärt:

„Der Phänomenbegriff früher ist ja eigentlich ein eher suspekter Begriff, zum Beispiel unterscheidet Kant *phänomenon* und *noumenon*. Dabei handelt es sich um die Erscheinung, die *bloße* Erscheinung ist. Das Ding hat Autorität über die Erscheinung, so steht es in der Metaphysik der Sitten, und auch die Phänomenologie des Geistes von Hegel geht in diese Richtung. Sie ist eigentlich ein pädagogisches Buch, eine Heranführung des gewöhnlichen Bewußtseins an das absolute Wissen. Dabei ist es so, daß der Philosoph von oben herunter auf die Phänomenologie herabsieht, auf die Phänomene herabsieht, und erkennt, daß diese das wahre Wesen verhüllen. Daß dann die Phänomene wieder wichtig genommen wurden, verdankt sich erst der kritischen Wendung gegen die Naturwissenschaften, gegen den naturwissenschaftlichen Reduktionismus.“²

Phänomenologische Didaktik der Naturwissenschaften

Was waren die Erfolge der phänomenologischen Arbeit? Die phänomenologische Bewegung hat zahlreiche Wissenschaften beeinflusst, und ganze neue Zweige philosophischer Forschung hervorgebracht. Dies kann hier nicht gewürdigt werden. An dieser Stelle soll nur das wissenschaftskritische Motiv der Phänomenologie weiterverfolgt werden, die phänomenologische Kritik des Reduktionismus. Philosophische Erkenntnisse dringen nur langsam ins Alltagsbewußtsein vor. Wenn überhaupt. Gerade bei Naturwissenschaftlern sind reduktionistische Vorstellungen

¹ Gemeint ist hier im Original allerdings kein Tisch, sondern ein Stück Platin. Zitiert nach Husserl: Ding und Raum, erstes Kapitel.

² Mitteilung von Prof. Dr. Hermann Schmitz in einem Interview.

immer noch en vogue. Nach wie vor gilt es als ein Zeichen von Fortschrittlichkeit, die sinnliche Welt für mehr oder weniger unwirklich zu erklären. Doch entsteht dabei bisweilen eine doppelte Buchführung, wie etwa bei Eddington, der über seine zwei Tische spricht, und dann den einen gegen den anderen ausspielt. Eine ähnliche Schizophrenie ist auch bei Lehrern der Naturwissenschaft recht verbreitet, wie der Frankfurter Physikdidaktiker Walter Jung behauptet:

„Bei vielen Lehrern gibt es eine Art von Schizophrenie. Die denken, ein Ton ist doch *eigentlich* eine Luftschwingung, und eine Farbe ist *eigentlich* eine Frequenz im elektromagnetischen Spektrum. Die Physik beschreibt die *eigentliche* Welt. Und dann gibt's noch die andere Welt, die irgendwie damit zusammenhängt, und in der man selbst ja schließlich lebt.

Es gibt einen gewissen 'Jargon der Eigentlichkeit', so möchte ich ihn einmal nennen. Die Argumentation verläuft dabei so: 'In Wahrheit ist das ja die *eigentliche* Welt, diese Moleküle, Elektronen, elektromagnetische Schwingungen, und die andere gibt's auch noch, aber die ist eben subjektiv.'“¹

Walter Jung ist von der Ausbildung her Physiker und Mathematiker. Er gehört zu einem kleinen Kreis von Didaktikern, die sich darum bemühen, daß im naturwissenschaftlichen Unterricht die Phänomene nicht abgeschafft, sondern gepflegt werden. Eine phänomenologische Richtung in der Physikdidaktik. Sie wurde nicht von Husserl initiiert. Sie leitet sich ab von dem Physiklehrer und Didaktiker Martin Wagenschein. Dieser kannte die Philosophie Husserls allenfalls vom Hörensagen. Dennoch hat Martin Wagenschein eine Form der Naturwissenschaftsdidaktik entwickelt, die genau dasjenige umsetzt, was die Philosophen bloß vom Schreibtisch her gefordert haben, nämlich einen aufmerksameren Umgang mit den Phänomenen, eine Form des naturwissenschaftlichen Unterrichts, welche die Integrität der ursprünglichen Wahrnehmung nicht durch eine Ideologie der Eigentlichkeit zerstört. In einem berühmt gewordenen Vortrag mit dem Titel „Rettet die Phänomene – Der Vorrang des Unmittelbaren“ aus dem Jahr 1976 hat Martin Wagenschein herausgearbeitet, daß die Physik nur einen Aspekt der erscheinenden Wirklichkeit behandelt, nämlich jenen, der sich wägen und messen, kurzum mathematisch erfassen läßt. Sie hat keine Universalkompetenz. Es ist widersprüchlich, das physikalische Wissen gegen die erscheinenden Phänomene auszuspielen, aus deren Beobachtung es doch letztlich gewonnen wird. Daraus leitet er einige Grundsätze für einen modernen Physikunterricht ab:

1. Als ein beschränkter Aspekt kann [die Physik] nur genetisch wirklich verstanden werden, denn man muß zuerst die unbeschränkte Wirklichkeit unmittelbar vor sich haben, um überhaupt zu bemerken, daß beschränkt wird. [...]
2. Der unmittelbare Umgang mit den Phänomenen ist der Zugang zur Physik.
3. Phänomene können nicht mit schon isoliertem Intellekt, sie müssen mit dem

¹ Mitteilung von Prof. Walter Jung in einem Interview.

ganzen Organismus („am ganzen Leib“) erfahren werden. [...]

4. Apparaturen, Fachsprache, Mathematisierung, Modellvorstellungen sollten nicht eher auftreten, als bis sie von einem beunruhigend problematischen Phänomen gefordert werden.

5. Auch auf höheren und späteren Stufen der Abstraktion muß der Durchblick zu den Phänomenen und auch der Rückweg zur Umgangssprache immer offengehalten werden.“¹

Man erkennt in diesen Forderungen ohne weiteres fast alle Thesen Husserls zur Philosophie der Naturwissenschaft wieder, nur in weniger präventiver Form, klarer und vor allem ins Praktische gewendet. Es ist eine Art angewandter Phänomenologie, die hier gefordert wird.

In seinem Vortrag „Rettet die Phänomene“ faßte Wagenschein seine in jahrzehntelanger Arbeit entwickelten Thesen prägnant zusammen. Und es gab eine raffinierte Idee, die dem Vortrag eine außerordentliche *Resonanz* verlieh. Walter Jung erzählt:

„Die Resultate der Naturwissenschaft absolut zu nehmen, das war für Wagenschein immer der paradigmatische Fall von Idiotie. 'Rettet die Phänomene', so hieß sein Vortrag. An einer bestimmten Stelle mußte einer seiner Schüler einen Gong anschlagen, damit man einmal etwas *hörte*. Also bitte, das ist ein Ton, und der Ton *als Ton* ist nicht Gegenstand der Physik.“

Zunächst sollte der Gong dasjenige präsentieren, was man nach Wagenscheins Meinung nicht definieren kann: Das Phänomen selbst. Doch der unvermutete Gongschlag wirkte zugleich wie ein Weckruf, an den sich die Hörer noch lange erinnerten. Er war ein wortloses, aber klangvolles Argument. Denn er war ein wahrhaft unüberhörbarer Beleg für den Vorrang des Unmittelbaren. Das Phänomen in der Aktualität seines Erscheinens kann von keiner physikalischen Beschreibung eingeholt werden.

Martin Wagenschein, der für die Einbeziehung der Phänomene in den Physikunterricht warb, ist heute ein Klassiker der Naturwissenschaftsdidaktik. Seine Gedanken werden auch in der Chemiedidaktik gepflegt und weiterentwickelt.² Dennoch sind, so hebt Walter Jung hervor, immer noch reduktionistische Konzepte in Mode:

„In der Wissenschaftstheorie gibt es eine größere Gruppe von Forschern, die hat sich vollkommen der Neurophysiologie angeschlossen. Es gibt eine richtige Neurophilosophie. Und in Auseinandersetzung mit dieser Gruppe trifft man dann auf Aussagen

¹ Martin Wagenschein: *Rettet die Phänomene* (1976), in: M.W.: *Naturphänomene sehen und verstehen*. Stuttgart 1988, S. 90-104 (96f).

² Hier sind besonders die Arbeiten von Mins Minssen (vgl. ders.: *Der sinnliche Stoff*, Stuttgart 1986) und Peter Buck (vgl. zuletzt: *Einwurzelung und Verdichtung: tema con variazione über zwei Metaphern Wagenscheinscher Didaktik*. Kooperative Dürna: Dürna 1997) zu nennen. Auch der ausgezeichnete, mehrbändige Chemie-Lehrgang 'Stoffe und Stoffumbildungen' (Stuttgart: Klett 1979ff.), vom Kieler Chemiedidaktiker Johann Weninger konzipiert und mitverfasst, zeigt deutliche Einflüsse Wagenscheinscher Didaktik.

wie: 'Man weiß doch, was Wärme ist. Wärme ist eine Atombewegung.' Oder: 'Man weiß doch, was eine Farbe ist, das ist eine bestimmte elektromagnetische Schwingung.' Diese Identifizierung eines theoretischen Elements mit dem Phänomen der Farbe, die ich da sehe, das war für Wagenschein immer ein paradigmatischer Fall von Idiotie. Dagegen hat er gekämpft. Und auch ich selbst schreibe dagegen an.¹ Eine Farbe, die ich wahrnehme, mag alle möglichen Zusammenhänge mit Vorgängen im Gehirn haben, neurophysiologischen Vorgängen, Synapsen, Neurotransmittern und so fort, aber das ist doch etwas anderes, das ist nicht die *Farbe*. Was immer die Neurophysiologen an Korrelationen zwischen Gehirnvorgängen und Farbwahrnehmungen finden mögen, es sind zwei verschiedene Sachen, die verschiedenen Ordnungen angehören.“²

Es ist eine der Aufgaben eines guten Physik- oder Chemieunterrichts, den Weg sichtbar zu machen, der von den komplexen Phänomenen des Alltags zu den Phänomenen der Physik führt. Nicht alles, was man sieht, läßt sich gleich in Theorie ummünzen. Anhand einer fallenden Flaumfeder, die immer wieder unkontrollierbar hin- und herschwebt, hätte man niemals die Fallgesetze ermitteln können. Nur zurechtgestutzte Phänomene liefern reproduzierbare Resultate, wie sie eine mathematisierte Wissenschaft bracht. Ohne Simplifikationen gibt es keine Physik. Eine Alltagserscheinung unterscheidet sich von einem Physikphänomen. Walter Jung legt es so zurecht:

„Ein Phänomen - das ist zunächst einmal etwas, das Ihnen auffällt. Wenn Ihnen nichts auffällt, dann gibt es auch kein Phänomen. Wenn man in der Natur irgendetwas Bemerkenswertes sieht, einen Regenbogen, oder man kommt in eine Landschaft, und plötzlich öffnet sich ein Cañon, und das fällt Ihnen auf, dann ist es ein Phänomen. Die frühere Elektrizitätslehre war voller Phänomene, wenn etwa den Leuten die Haare zu Berge standen, weil sie elektrisiert worden waren. Das waren auffallende Phänomene. Der nächste Schritt in die Wissenschaft ist dann, solche Phänomene zu stabilisieren. Sie müssen standardisiert werden. Und in diesem Zusammenhang spielen natürlich auch Idealisierungen eine Rolle. Die Idealisierung ist die Grenzscheide zur Theorie hin, so würde ich das mal sagen. Und ich denke, daß diese Idealisierungen sehr viel zu tun haben mit dem Musterbild, mit dem Paradigma von idealisierten Phänomenen, und das ist die Geometrie. Denn die Geometrie ist natürlich eine Idealisierung. Haben sie je eine Gerade gesehen, haben sie je einen Punkt gesehen? Aber wenn sie einen Kristall sehen, dann sehen sie Geraden, dann sehen sie eine Kante, und an der Spitze sehen sie einen Punkt. Obwohl sie das gar nicht *wirklich* sehen.“³

Die Physik, so wird hier deutlich, schematisiert die Phänomene und implantiert

Vgl. etwa Walter Jung: *Anstöße*. Ein Essay über die Didaktik der Physik und ihrer Probleme. anfurt am Main: Diesersweg. Ferner weitere Aufsätze insbesondere in der Zeitschrift *physica didactica*.

² Mitteilung von Prof. Walter Jung in einem Interview.

³ Mitteilung von Prof. Walter Jung in einem Interview.

unserer Wahrnehmung auf bestimmte Blickschienen. Das ist der Preis, den sie für ihre Genauigkeit zahlt. Unser Wort exakt, mit dem wir die Schärfe der physikalischen Erkenntnis preisen, leitet sich her vom lateinischen Wort *exigere*, was soviel wie heraustreiben heißt. Und *praecidere*, die Wurzel des Wortes präzise, bedeutet nichts anderes als abschneiden.

Ein vergessener Phänomenologe: Heinrich Barth

Die Aussagen der Physik beziehen sich auf reduzierte Phänomene. Wie aber muß man sich ein „unverkürztes“ Phänomen vorstellen? Gibt es so etwas überhaupt? Wie ließe sich feststellen, daß man es mit einem „unverkürzten“ Phänomen zu tun hat? Ist unsere Wahrnehmung nicht immer mit allen möglichen Interessen und Gewohnheiten durchsetzt?

Das ist eine Frage, die für die Physikdidaktik nur bedingt von Interesse ist. Umso mehr geht sie aber die Phänomenologie an. Gleichwohl finden wir weder bei Husserl noch bei einem seiner Schüler eine befriedigende Antwort auf die Frage. Der philosophische Impuls der frühen Phänomenologie konzentrierte sich auf die Abwehr reduktionistischer Vorstellungen. Was aber das Erscheinen in einem positiven Sinn bedeutet, darauf fand man nur vage oder traditionelle Antworten. Erst in jüngerer Zeit zeigt sich, daß gerade die Verfolgung dieser Thematik zu Ansätzen führt, die über die traditionelle Phänomenologie hinausführen und in die Zukunft weisen.

Es ist der schweizer Philosoph Heinrich Barth, der sich mit der Frage nach dem ursprünglichen Erscheinen auseinandergesetzt hat. Er wurde 1890 geboren, er starb 1965 und ist der Bruder des weltberühmten Theologen Karl Barth. Seine Bücher sind heute vergessen. Dennoch kann kein Zweifel daran bestehen, daß Heinrich Barth zu den großen Denkern des zwanzigsten Jahrhunderts zu rechnen ist. Er hat die Frage nach dem Phänomen mit einer Intensität aufgerollt, die an kritischer Tiefe und historischer Gründlichkeit, aber auch an Originalität alles übertrifft, was zu diesem Thema von seiten der Phänomenologie zu hören war. In seinem zweibändigen Werk „Philosophie der Erscheinung“ hat er die Bedeutung des Begriffs der Erscheinung durch zweitausend Jahre Philosophiegeschichte verfolgt. Ein einzigartiges Unternehmen, das es überhaupt erst ermöglicht, die Phänomenologie im Kontext zu sehen. Denn es ist nicht zu leugnen, daß die Phänomenologie selbst, trotz ihrer immensen Erfolge und trotz ihrer unbestreitbaren wissenschaftlichen Fruchtbarkeit, dem eigentlichen Zentralbegriff der Schule nur wenig theoretische Sorgfalt angedeihen ließ. Weder Edmund Husserl noch Martin Heidegger noch irgendein anderer Forscher aus ihrem Umkreis¹ haben je den Versuch unternommen, die

¹ An dieser Stelle muß auf die wenig bekannte Erscheinungsphilosophie von Ludwig Klages erinnert werden. Klages zählt zu den wenigen Philosophen, die sich kontinuierlich mit dem Thema 'Erscheinung' befaßt haben. Seine Philosophie erreicht jedoch trotz mancher aufschlußreicher Einsichten nicht die historische und systematische Tiefenschärfe der Barthschen Überlegungen. Zu Klages vergleiche Michael Großheim: Ludwig Klages und die Phänomenologie. Berlin 1994.

Tiefendimensionen des Phänomenbegriffs so gründlich auszuloten, wie es Barth unternahm! Doch die „Philosophie der Erscheinung“ von Heinrich Barth wurde in den Nachkriegsjahren nicht rezipiert, sie paßte nicht zur Zeitstimmung. Auch das systematische Spätwerk, die „Erkenntnis der Existenz“, war ein totaler publizistischer Mißerfolg. Vielleicht lag es daran, daß sich der Autor zu keiner der geläufigen Schulen bekennen wollte?

Heinrich Barth hat sich mit gutem Grund auch von der Phänomenologie distanziert. Dennoch kann man seine Arbeiten als kaum zu überbietende Radikalisierung der phänomenologischen Frage lesen. In seinem Werk kommt die Phänomenologie zu sich selbst.

Wie geht das zu? Wodurch unterscheidet sich Barths Philosophie von den Überlegungen Husserls? Die Kritik an dem verkürzenden Denken der Naturwissenschaften teilt Barth mit der klassischen Phänomenologie. Er kritisierte jedoch, daß diese Philosophie den Phänomenbegriff ableitet, statt ihn konsequent an den Anfang zu stellen. Husserl ging in der Tat von einem traditionellen Subjekt-Objekt-Schema aus, wobei dann die Erscheinung zum Vermittler zwischen Subjekt und Objekt wird. Sie ist gegenüber Subjekt und Objekt sekundär. Barth setzt den Begriff viel grundlegender an.

Denn das ursprüngliche Erscheinen unterläuft die Subjekt-Objekt-Spaltung. Nur indem mir etwas erscheint, indem ich etwas spüre, sehe, rieche oder höre, komme ich überhaupt zu mir selbst. Es gibt überhaupt keine Situation, in der man nichts wahrnimmt. Es ist unsinnig, ein Ich anzunehmen, das unabhängig von Erscheinungen ist. Armin Wildermuth, ein Schüler Heinrich Barths, erläutert diesen Gedanken anhand eines Beispiels. Was erfahren wir, wenn wir uns in eine ganz reduzierte Landschaft, etwa eine Meerlandschaft, versenken? Die Grenze von Subjekt und Objekt löst sich auf.

„Wenn ich richtig schaue, ist es ja so, daß ich in dieses Erscheinen miteinbezogen bin. Es ist ja nicht so, daß ich sage, *ich* sitze hier und schaue, das ist nur mein erster Einstieg. Eigentlich ist es ja so, daß ich sage, ich bin im Aufgang dieses Himmels und im Erscheinen dieses Meeres *involviert*. Und ich kann mich eigentlich nur erkennen als denjenigen, der diese Wirklichkeit jetzt schaut. Wenn ich mich überhaupt davon trennen muß. - Der tiefere Gang ist der, daß ich das Gemeinsame meines Schauens erfahre, und zwar meines Schauens im *Angesehenwerden* von diesem Himmel. Das 'Erscheinen der Erscheinung', von dem Barth spricht, übersteigt meine Subjektivität. Man ist oft verleitet, hier irgendeinen 'Ichpunkt' anzunehmen. Doch es gibt keinen solchen Ichpunkt. Was es aber gibt, das ist dieses Schauen selbst, dieses Erfahren, in dem ich mich eigentlich bestimmen könnte.“¹

¹ Mitteilung von Prof. Dr. Armin Wildermuth in einem Interview.

In Erfahrungen dieser Art löst sich die Grenze zwischen Subjekt und Objekt auf. Meer, Mensch und Himmel bilden eine Einheit. Es ist wie bei einer Hypnose, da gibt es kein separates Ich mehr, das zu einem Du herausspaziert, sondern nur einen stehengebliebenen Augenblick, in dem alles enthalten ist.

Für das Werk von Barth ist zentral, daß er den Begriff des Erscheinens nicht innerhalb des herkömmlichen Schemas deutet, sondern gerade umgekehrt Subjekt und Objekt vom Erscheinen her begreift. Er dreht die herkömmliche begriffliche Hierarchie um. Was wir von den Objekten wissen, das wissen wir nur aufgrund ihres Erscheinens. Da hätte natürlich auch Husserl zugestimmt. Aber Barth geht weiter: Auch was wir von den Subjekten wissen, geht auf ihr In-die-Erscheinung-Treten zurück.

Das ist nur eine Folgerung aus seinem Ansatz. Das In-die-Erscheinung-Treten ist nicht nur für die Physik primär – es ist auch zentral für die menschliche Existenz. Barth erweitert den phänomenologischen Ansatz. Auch der Mensch muß neu gedacht werden als einer, der in die Erscheinung tritt. Es gibt bei Barth, anders als bei Husserl, kein Ich, das in einem transzendenten Raum existiert.

Auch die Erscheinung des Menschen, zeigt Barth, darf nicht durch das Studium einer vermeintlich erscheinungsfremden Seele ersetzt werden. Für ihn gibt es keinen prinzipiellen Unterschied zwischen Innen und Außen. Was innen ist, ist außen. Barth schreibt:

„Die Leiblichkeit des Andern ist uns nicht ein substantielles Etwas, das seine Seele in einem verbirgt und doch irgendwie anzeigt. Mit der „Leiblichkeit“ ist vielmehr ein In-die-Erscheinung-Treten gemeint – ein In-die-Erscheinung-Treten, das wie alle Erscheinung „etwas bedeutet“. Worin liegt aber die Bedeutung dieses In-die-Erscheinung-Tretens? Offenbar in der Existenz eines Menschen! Nicht in einem unbestimmten „Gegenüber“, sondern in seinem In-die-Erscheinung-Treten ist er mir der „Andere“. Dieser Andere wird in dem, „was“ er ist, „verstanden“, indem erkannt wird, „was“ seine Erscheinung „bedeutet“.“¹

Gewiß hat sich auch Husserl mit dem Leib beschäftigt. Später wurde das Thema auch von Sartre, Merleau-Ponty und zuletzt mit originellen Akzenten von Hermann Schmitz bearbeitet. Gleichwohl fällt auf, daß alle diese Autoren der Frage, was es bedeutet, daß der Leib ein Phänomen ist, daß er erscheint, fast gar keine Beachtung schenken. Dabei ist doch gerade dies in unserem Umgang mit anderen von entscheidender Bedeutung: Daß wir sie überhaupt sehen können! Barth macht Schluß mit dem populären Platonismus, der den Leib als Hülle der Seele ansieht. Für ihn ist der Leib das In-die-Erscheinung-Treten des Menschen. Diese abstrakte Bestimmung ist höchst lehrreich, weil sie von einer hartnäckigen

materialistischen Assoziation freimacht, die sich unter Leib den sichtbaren Körper vorstellt. Barths Bestimmung des Leibes ist antimaterialistisch, denn zum In-die-Erscheinung-Treten eines Menschen gehören ganz wesentlich auch Stimme und Blick. Das In-die-Erscheinung-Treten läßt sich nicht wie der Körper fassen, es ist momenthaft und entzieht sich dem Verfügungswillen.

Natürlich ist es alles andere als simpel, einen Menschen in seinem Erscheinen zu erkennen. Es ist dazu eine Art von Hellsichtigkeit erforderlich; Gefühle und Stimmungen liegen nicht immer ganz offen zu Tage. Aber daraus folgt nicht, daß der Leib bloß eine bedeutungslose Maschine ist. Das Erscheinen eines Menschen ist vielmehr das komplizierteste Phänomen, das sich denken läßt, es stellt maximale Ansprüche an den Beobachter:

„Wer ein Gestein oder eine Pflanze wissenschaftlich bestimmt, erkennt aus der ... Bestimmtheit der entsprechenden Phänomene deren Bedeutung. ... Eine derart einfache Rationalität ... darf natürlich beim Menschen nicht vorausgesetzt werden.“¹
„Das Verstehen des in die Erscheinung tretenden Menschen ist ... nichts weniger als eine einfache Erkenntnismöglichkeit. Es stellt uns am Ende vor völlig ängstliche Gegebenheiten. Wobei zwischen dem Offenkundigen und dem Verborgenen der menschlichen Erscheinung eine Vielzahl von Abstufungen in Rücksicht zu ziehen ist! Wer auf ein bestimmtes Ziel hin den Weg unter die Füße nimmt und in diesem Gebaren in die Erscheinung tritt, ist leicht zu verstehen, weil seine Intention in seiner Bewegung sichtbar wird. Schon schwerer zu verstehen ist er, wenn er sich erst anschickt aufzubrechen! Und die Schwierigkeit des Verstehens steigert sich noch, wo er uns bloß als ein zum Aufbruch Entschlossener in die Erscheinung tritt.“²

Es zeigt sich hier, daß Barth von einer platten Populärphysiognomik weit entfernt ist. Zwar vertritt er die These, daß es separate psychische Gegebenheiten, die sich im Erscheinen des Menschen nicht in irgendeiner Weise wiederfinden, nicht gibt. Aber er ist weit davon entfernt, zu sagen, daß man das Wesen des Menschen aus seiner Erscheinung anhand eines Schemas entschlüsseln könnte. Im Gegenteil ist für ihn die menschliche Erscheinung das schwierigste Phänomen überhaupt. Es ist eben schwer zu verstehen, was uns das Erscheinen eines anderen sagt – aber daraus darf man eben nicht schließen, daß es uns gar nichts sagt.

Es ist, so schreibt Barth, die Kunst, die in diesen Dingen oft eine eigentümliche Intuition zeigt. Im Gegensatz zum eiligen Alltagsmensch ist der Künstler auch für feinste Nuancen empfänglich. Er deckt damit neue Erfahrungsmöglichkeiten auf:

„Im Unterschiede zu aller von einem Begriffe oder von einer Zwecksetzung geleiteten „Beobachtung“ ... liegt im Wesen des ästhetischen Erscheinens der Erscheinung jene ... Offenheit der Sicht, die nur einer ästhetischen Empfänglichkeit

¹ Heinrich Barth: Erkenntnis der Existenz. Basel 1965, S. 373.

¹ Heinrich Barth: Erkenntnis der Existenz. Basel 1965, S. 392.

² Heinrich Barth: Erkenntnis der Existenz. Basel 1965, S. 393.

zugetraut werden darf. Nur der ästhetischen Aufgeschlossenheit ist eine unbegrenzte Bereitschaft für ein visuelles und akustisches Erfassen auch der unausgesprochenen und unsagbar bleibenden menschlichen Existenz zu eigen. [...] Für die ästhetische Sicht wird es eine „flüchtige“ Erscheinung des Menschen ... überhaupt nicht geben.“¹

Diese Aussage ließe sich mit vielen Beispielen illustrieren. Armin Wildermuth zieht eine Parallele zu den Arbeiten des schweizer Maler und Bildhauer, Alberto Giacometti, der sich vor allem in seinen Plastiken immer wieder mit der Wirklichkeit des flüchtigen Bildes beschäftigt hat:

„Es gibt ein frühes Manuskript von Heinrich Barth, in dem er eine Skizze macht für eine 'Philosophie des wirklichen Seins'. Und da gibt es eine Analyse, wo er in etwa sagt, wenn ich da drüben ein Gesicht sehe, dann ist dieses Gesicht in einer Distanz von mir, und kommt es näher zu mir, dann ist im Grunde dieses Gesicht in jedem Augenblick ein anderes Gesicht. Wir machen aber die Voraussetzung, da ist eben ein Gesicht, das in jedem Augenblick anders erscheint. Barth dreht es um: 'Nein, im Grunde genommen ist es immer ein anderes Erscheinen. Wenn mir also ein Mensch begegnet, kommt mir in jedem Augenblick eine andere Erscheinung entgegen.' Und genau das expliziert ja Giacometti einmal. Die Situation: Er sitzt in einem Café und sieht Personen, die auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig entlanggehen. Und es leuchtet ihm ein, daß diese Menschen dort drüben immer dort drüben sein werden. Die sind immer so groß, die werden dort drüben sein, und wenn einer herüberkommt zu mir, dann ist es eine andere Wirklichkeit. Und genau das verdeutlicht Giacometti auch in seiner Kunst. Er macht etwa eine Figur, die genau in dem Augenblick zur Erscheinung kommt, wo ich sie identifizieren kann als Mensch, als Mann oder als Frau, als Stehende, Schreitende. Diesen Augenblick faßt Giacometti in seinen Skulpturen. Man kann gerade noch sagen, es ist ein Gesicht, ein Gesicht, das soeben in die Erscheinung tritt. Das ist genau das Thema, das sich Giacometti in seinen Skulpturen stellt.“²

Der Stehende und der Schreitende ist bei Giacometti nicht bloß ein Vorbote der vollwertigen Erscheinung des Menschen. Giacomettis Skulpturen machen uns aber bewußt, daß es sich hier um Erscheinungen eigener Art handelt. Dabei erfaßt der Künstler genau den Moment des Auftauchens, genau den Moment, da man bemerkt, 'aha, da steht jemand', oder, 'aha, da geht jemand', ohne schon sagen zu können, es ist der und der. Giacometti hat einen Stil entwickelt, der es uns ermöglicht, das Erscheinen des Menschen neu wahrzunehmen. Seine Kunst bringt uns das Unscheinbare, das durch die Maschen unserer Wahrnehmungsraster fällt, zu Bewußtsein.

¹ Heinrich Barth: Erkenntnis der Existenz. Basel 1965, S. 442f.

² Mitteilung von Prof. Dr. Armin Wildermuth in einem Interview.

Aktuelle Entwicklungen

Die aktuelle Phänomenologie ist zerrissen. Die Forscher sind untereinander zerstritten und bekriegen einander statt zu kooperieren. Wenn man damit die kollegiale Eintracht und die gepflegte Streitkultur in der analytischen Philosophie vergleicht! Dabei steckt in dem phänomenologischen Ansatz ein Potential, das auch heute noch von großer Bedeutung ist. Keine andere philosophische Richtung verfügt über einen vergleichbaren Erfahrungsschatz im Nachdenken über das Erscheinen. Anders als in anderen philosophischen Schulen präsentiert die Phänomenologie nicht nur Argumente und Begriffe. Sie versucht, durch Beschreibungen neue Erfahrungen zugänglich zu machen und sich dem Reduktionsdruck zu widersetzen, dem unser Wahrnehmen in der technischen Zivilisation allenthalben ausgesetzt ist.

Hermann Schmitz, der wohl kreativste zeitgenössische Phänomenologe, unterstreicht die inventorische, antikonventionelle Funktion der Phänomenologie. Der Phänomenologe sprengt mit seinen Beschreibungen die Verkrustungen unserer Sichtweisen und macht neue Wahrnehmungen möglich.

„Erst, wenn man sich von den zunächst leitenden Konventionen löst, merkt man, was denn eigentlich von diesen Konventionen alles verdeckt wird. Das ist genau, was in der von mir gern zitierten Geschichte von Uexküll, einem seinerzeit berühmten Biologen erzählt wird. Uexküll hatte die Angewohnheit, wenn er bei seinem Freund zu Mittag aß, aus einem Tonkrug Wasser zu trinken. Und eines Tages vermißte er das Wasser, woraufhin der Freund sagte, also bitte, direkt vor ihm stünde es doch. Uexküll sah nichts. Doch plötzlich schossen, so schreibt er, verschiedene Glanzlichter, die auf dem Tisch „herumlagen“ zusammen zu der Erscheinung einer Glaskaraffe. Der Diener hatte nämlich den Krug zerschlagen und an seine Stelle war eine Glaskaraffe gesetzt worden. Unser Mann, Uexküll, suchte aber einen Krug. Und weil dieses *Suchbild* des Kruges ihm das *Merkbild* verdeckte, fand er gar nichts, kein Wasser.“¹

Der Phänomenologe im Sinne von Schmitz führt nicht, wie bei Platon, den einzelnen aus einer Sphäre der Falschheit, aus der Höhle, heraus in eine Welt ewiger Wahrheiten. Sie will lediglich aus den geläufigen Schematisierungen der Wahrnehmung herausfinden und eine offenere Haltung der Wirklichkeit gegenüber einnehmen.

Und eine solche unverkrampfte Haltung ist für uns heute so nötig wie das Wasser in der Geschichte von Uexküll.

Auch ein anderer zeitgenössischer Forscher, Heinrich Rombach, hat der Phänomenologie die Aufgabe zugewiesen, sie müsse sich mit demjenigen befassen, das für den Alltagsblick unsichtbar sei. Weil der moderne Stadtbewohner sich immer stärker in den Höhlen des Datenraums einquartiert, könnte die moderne Phänomenologie auch heute eine wichtige korrigierende Funktion wahrnehmen. Sie kann zu einem vertief-

¹ Mitteilung von Prof. Dr. Hermann Schmitz in einem Interview.

ten Bewußtsein der sinnlichen Welt hinüberleiten. Freilich, wenn die Phänomenologie noch einmal eine Rolle spielen will, wird sie zunächst ihre Hausaufgaben machen müssen. Sie wird zu einem volleren Bewußtsein ihrer selbst vordringen. Die beschränkte Aufmerksamkeit, die nur einige wenige Stammväter mitsamt den zugehörigen Positionen zuläßt, wird einem komplexeren Bild weichen. Ein neues Interesse an Phänomenologie könnte heute eine sehr reichhaltige Tradition wieder lebendig werden lassen. Die Phänomenologie hat sich immer wieder einem fanatischen Realismus entgegengestellt, der in den sogenannten Tatsachen eine felsenfeste Grundlage unter die Füße bekommen zu haben meint, und alle anderen Erfahrungsmöglichkeiten blockiert. Die Phänomenologie hat sich als erste philosophische Richtung der dominanten Wissenstradition, den Naturwissenschaften, kritisch entgegengestellt und ist eben deshalb auch heute noch von Bedeutung.
